

(Nachdruck verboten.)

## Unter dem Schutze des Gesetzes.

11) Von Maria Konopnida.

Jedorento ging langsam und spähte vorsichtig nach allen Seiten. Gawronski bemerkte ihn von der Ferne, stürzte in die Stube, entfernte rasch ein Faß mit verbotenem Getränk und verbergte die hinter dem Ofen stehende Flinte in die Kammer, schaffte vom Schanktische einige unnütze Flaschen fort und versteckte sie ins Bett, dann trat er wieder vor das Wirtshaus, stellte sich gemütlich hin, mit dem Rücken gegen die Straße.

Jedorento war schon dicht neben ihm.

„Guten Morgen!“

„Guten Morgen! Guten Morgen!“ Der Schankwirt war höchlichst erstaunt über den unerwarteten Gast. „Was führt Sie hierher zu so früher Stunde, Herr Oberer?“

„Was mich hierher führt? Ach, Ihr seid ein lustiger Patron, Herr Gawronski. Was sollte mich hierher führen? ... Vom Himmel bin ich herabgefallen. Was giebt's neues bei Euch?“

„Zu ... Was soll es neues geben? Die alten Scherereien, sonst nichts.“ Gawronski kratzte sich am Schädel. „Man kann sich nicht einmal richtig auschlafen ...“

Jedorento blickte sich um.

„Herr Gawronski, wo ist denn das Mädchen, das da bei Euch dient?“

„Natürlich im Feld ... Aber dienen thut sie eigentlich nicht bei mir, sondern sie arbeitet nur auf den Tag.“

„Ist ihr Paß bei Euch?“

„Liegt im Kasten verwahrt ... Aber was ist das für ein Paß? ...“ Er zuckte verächtlich die Achseln.

„Na, also, den Paß nehme ich zur Kanglei, und das Mädchen nehme ich auch ...“

„Ach, Gott! Weshalb denn?“

„Das mag der Teufel wissen. Ich kenne nur die Obrigkeit, und den Befehl, und den Dienst. Ich richte mich nur nach dem Dienst und nach dem Befehl. Was soll ich denn thun? Ich möchte lieber in Ruhe leben. Aber was ist zu machen, da es doch unmöglich ist. Heut ist meine Frau krank, und ich muß hierher gehen, dorthin gehen ... Das hab' ich davon.“

Gawronski kratzte sich den Kopf und schmatzte mit der Zunge.

„Ach Gott, ach Gott! ... Da hab ich noch eine Menge Kartoffeln unter der Erde und nun kommt schon die Regenzeit. ... Daß der Teufel die ganze Geschichte holt! ... Welcher Teufel hat mich geritten, daß ich so eilig in Arbeit genommen habe? ...“

Sie traten in die Stube. Eine Weile später kam der Wächter allein hinaus, mit einem roten Papier in der Hand und lenkte seine Schritte nach dem Punkte, wo das Mädchen stand, er spähte immerfort mit den Augen herum, als suchte er etwas auf der Erde, bis er die Amtsmütze des Herrn Sekretärs erblickte. Er bückte sich, sah sich aufmerksam nach allen Seiten um, dann hob er die Müze auf und versteckte sie rasch unter dem Mantel. Jetzt kam auch Gawronski aus dem Wirtshaus heraus, in trübseliger Stimmung und sich hinter dem Ohre krauend. Er that einige Schritte, dann blieb er stehen, unsicher, ob er weitergehen oder zurückkehren sollte.

Als Hanka den Polizeiwächter bemerkte, war sie nicht im geringsten erstaunt. Nur ihre Lippen wurden etwas bläulich und ihre Hände zitterten. Sie bückte sich tiefer zum Boden und grub mit den Fingern nach den Kartoffeln, denn sie war nicht im Stande, den Spaten in Händen zu halten. Jedorento war schon dicht bei ihr, als sie sich plötzlich aufrichtete und zu ihm ihr Gesicht erhob, das über Nacht gealtert schien.

So stand sie eine Weile, sich dunkel und schwächlich in dem nebelgrauen Morgen abhebend, und lauschte auf die Worte des Polizeiwächters, dann raffte sie ihre Siebensachen zusammen und wandte sich nach dem Wirtshaus. Jedorento folgte ihr. Ihn machte die stumpfe Gleichgültigkeit des Mädchens unruhig.

Sie traten auf Gawronski zu.

„Bleibt mit Gott, Herr Wirt“ ... sagte Hanka mit düsterer Stimme. „Es bleiben dort noch gegen zwei Häuflein Kartoffeln unter der Erde, und hier habt Ihr den Saft und den Spaten.“

Gawronski kratzte sich wieder den Kopf.

„Dich wird man ja nicht dort halten, man hat ja keinen Grund dazu. Wenn Du zurück kommst, grabst Du weiter.“

Das Mädchen bückte sich zu seinen Knien.

„Bleibt mit Gott.“

„Geh mit Gott!“ antwortete der Schankwirt mit weicher Stimme. Jetzt dauerte ihn dieses stille, braune Mädchen aufrichtig; sein Hund hatte es ja besser als sie, und sie grub die Kartoffeln für so geringen Tageslohn.

„Brrr ... kalt!“ rief Jedorento, sich schüttelnd. „Vielleicht möchten wir beide, lieber Herr Gawronski, ein Schnäpschen brauchen?“

„Aber warum nicht? Wenn's nur darauf ankäme.“

Sie gingen zu dreien in das Wirtshaus. Jedorento und Hanka blieben vor der Thüre stehen. Der Wirt brachte eine Flasche und ein Glas.

„Auf Euer Wohl, Herr Oberer!“

„Profit!“

Jedorento leerte das Glas, schüttelte sich, spuckte aus und reichte das Glas dem Wirt.

Gawronski wandte sich an Hanka.

„Trink Du auch, armes Ding, wirst Dich erwärmen ...“

„Gott lohne Euch all' das Gute.“

„Und komm' nur wieder, sobald man Dich frei läßt.“

Hanka antwortete nicht und wandte sich zum Gehen. Die Straße dehnte sich vor ihren Augen schnurgerade, eben und grau. Die Windmühle ragte schweigend in den Nebel, feuchte Dünste zogen über die Felder weit und breit. Während sie so durch diese dumpfe Stille ging, und hinter sich die klatschenden Schritte des Polizeiwärters vernahm, glaubte sie wieder das Brausen jenes Wassers zu hören, das im Traum über ihrem Kopfe zusammenschlug ...

## IV.

Das Gefängnis in Grojec unterschied sich nicht viel von denselben Institutionen in andern kleinen Städten. Durch ein mit Brettern verschlagenes Fensterchen fiel spärliches Licht auf den klotigen Erdboden, die abgerissenen Wände neigten sich, jede nach einer andern Seite. Unter einer dieser Wände stand eine schmutzige schmale Bank, durch die andre drang das muntere Grrnzen der obrigkeitlichen Schweineherde. Von der Decke hing dickes Spinnwebgewebe herunter, das auch alle Winkel erfüllte; unter dem Fenster lag ein Häuflein Stroh, der Ofen fehlte. Einen wahren Lurus bildete die Thür, die freilich umgehobelt, aber aus neuen, dicken, von mächtigen Nägeln zusammengesetzten Brettern gefertigt und von außen mit einem mächtigen Vorleschloß versehen war.

Das Gefängnis in Grojec war niemals leer. Fehlte auch zuweilen ein Zuffasse, so stellte man doch alte Straußfässer hinein oder man brachte Holzspäne, Gartenzeug, Spreu, Gemüse-Abfälle in ihm unter.

Die Luft war stockig, dumpfig, von dem Geruch einer schimmeligen Schicht durchdrungen, und die verfaulte Bretterwand, die das Gefängnis vom Schweinestall trennte, troff unaufhörlich von Feuchtigkeit.

Drei Tage schon bewohnte Hanka diesen Raum, als man ihr eine Gefährtin gab. Es war dies Walera, Stolik's lustige Freundin, die Liebhaberin von Frauendöcken mit Besatz und von gekreistern Strümpfen, die die Frau Kassiererin endlich nach langem Suchen und mannigfachen Fährnissen glücklich heringebracht hatte.

Hanka hatte soeben einen heftigen Fieberanfall durchgemacht; auf dem Rücken liegend, blickte sie mit verglasten Augen auf die schmutzige Decke. Aber sie nahm die schmutzige Decke nicht wahr, sondern sah die rauchgeschwärzte Kanglei vor sich, in der sie Jedorento vor drei Tagen dem Herrn Sekretär vorgeführt. Dieses leere und dämmerige Zimmer gähnte jetzt vor ihr, wie ein bodenloser Abgrund, aus dem die röttlichen Augen des Herrn Sekretärs ihr wie zwei Laternen entgegenleuchteten. Außer Kraft, diesen Anblick zu ertragen, wandte sie sich nach der andern Seite und schloß die Augen. Dann

Hörte sie es in ihren Ohren schnarren und knirschen, wie von vielen Windmühlensflügeln, und zwischendurch hörte sie das piefende Flüstern: „Wann läufst Du davon, dummes Ding?“ ...

Langsam wandelte sich dieses Flüstern in ein langgebehtes Nechzen, von dem sie nicht wußte, ob es von dem Boden oder von der Decke käme, oder aus ihrer eignen Brust. Dann erdrönte eine Glocke und sie hörte nicht auf zu dröhnen, bis der Befehl des Herrn Sekretär ertönte: „Für drei Tage ins Loch, dann zu mir, zum Waschen ... Vorwärts! ...“

(Fortsetzung folgt.)

## Die mechanischen Kräfte in der Natur und ihre Verwertung.

(Nach einem Vortrag von Prof. Reuleaux in der „Urania“).

Die Kräfte, durch welche in der leblosen Natur mechanische Arbeiten verrichtet werden, sind die Anziehung und Abstoßung. Die Erde zieht alles zu sich herab, die Wärme treibt die Teilchen und treibt sie auseinander. Deutlich zeigt sich das am Wasser; aus den Wolken und von den Bergen sinkt es zu Thal, aus den Tiefen aber steigt es, zu Dampf verwandelt, wieder in die Höhe. Auf seiner Thalfahrt entwickelt es erhebliche mechanische Kräfte, und der Mensch hat schon früh versucht, einen Teil dieser Kraft in nutzbare Arbeit umzusetzen. Wasserräder verschiedener Art wurden den strömenden Fluten in den Weg gestellt und von ihnen angetrieben. In neuerer Zeit sind die horizontalen Wasserräder oder Turbinen außerordentlich vervollkommen worden, wodurch in der Ausnutzung der Kraft des strömenden Wassers große Fortschritte möglich geworden sind.

Nächst dem Wasser kommt der Wind in Betracht. Die gegenseitige Abstoßung der Teilchen würde die Luft weit hinaus in den Weltraum treiben, wenn nicht die Anziehung der Erde sie festhielte. Durch die Wärme der Sonne wird am Äquator die Abstoßungskraft der Luftbildung vermehrt, durch die eifrige Kälte wird sie an den Polen vermindert. Dadurch kommen die starken Luftströmungen, deren Kraft ausgenutzt werden kann. In nicht sehr erheblichem Maße geschieht dies in den Windmühlen; in stärkerer Maße wird der Wind zum Segeln benützt. Auch heute noch ist die Segelschiffahrt für den Handelsverkehr von ganz außerordentlicher Bedeutung.

Wichtiger freilich ist der Dampf geworden. Auch hier ist es wieder die abstoßende Kraft der Teilchen, welche zur Wirkung kommt. Die Entwicklung der Wasserräder regte dazu an, auch Dampfäder und Dampfturbinen zu verfertigen. Nach vielen, zum Teil erfolglosen Bemühungen ist es vor etwa zwei Jahren gelungen, diese Art von Maschinen mit der für den praktischen Gebrauch erforderlichen Zuverlässigkeit zu konstruieren. Bei einer kleinen, nach dem von de Paval angegebenen System erbauten Dampfturbine macht das Rad, gegen dessen Schaufeln der Dampf strömt, in der Sekunde 250 Umdrehungen, in der Minute also 15 000. Bei dieser ungeheuren Anzahl von Umdrehungen kann die Welle gar nicht direkt zum Antrieb von Arbeitsmaschinen benützt werden, sondern ihre Arbeit wird erst auf eine zweite Welle mit dem 10. Teil der Umdrehungen übertragen.

Die Dampfturbine ist gegenüber der mit Zylinder und Kolben arbeitenden Maschine bedeutend kleiner und von viel einfacherem Mechanismus, weswegen ihr eine große Zukunft bevorsteht. Auf Schiffen wurde zuerst eine von Parson konstruierte eingeführt. Die „Turbina“ — so war der Name des Schiffes, das die Probefahrt machte — legte stündlich 32½ Seemeilen\*) zurück; gegenwärtig ist in England ein Schiff mit Dampfturbine im Bau, das eine Geschwindigkeit von 45 Seemeilen in der Stunde erreichen soll, auf dem also eine Ueberfahrt von Calais nach Dover noch nicht eine halbe Stunde dauern würde.

Eine weitere Frage bei den Dampfmaschinen war die, ob der Dampf denn auch genügend ausgenützt werde, ob alle Wärme, die bei der Verbrennung der Kohlen entsteht, auch zur Wirkung komme? Das ist aber keineswegs der Fall; nur 1/9 bis 1/8 der gesamten Wärme ist es, die im Kolben Arbeit leistet. Man kann einen größeren Wirkungsgrad erreichen, wenn man den Umweg über das Wasser vermeidet und die Kohleteilchen bei der Verbrennung unmittelbar auf den Kolben wirken läßt. Dies geschieht in den Gasstrahlmaschinen, die seit 1867 einen immer allgemeineren Eingang finden; die Zahl der Betriebsstätten, die mit Gas arbeiten, ist heute bereits derjenigen, die Dampf antworten, gleich. Ein ungeheurer Vorteil dieser Maschinen liegt in der Vermeidung des Dampfessels; bei den Dampfturbinen ist derselbe in unverminderter Größe vorhanden, die Gasstrahlmaschinen dagegen entnehmen ihr Gas der großen Centrale, in welcher auch das zu Beleuchtungszwecken notwendige Gas aufgespeichert ist.

Weiter werden noch eine Reihe von anderen Stoffen, die sich leicht in Gas verwandeln lassen, analog zur Arbeitsleistung benützt; in erster Linie wäre hier das Erdöl oder Petroleum zu nennen. Auch der in der letzten Zeit viel genannte Dieselsche Wärmemotor ge-

hört hierher; er wird mit Erdöl oder Kohlenstaub gespeist, die durch Zusammenpressen der Luft entzündet werden.

Eine weitere Naturkraft ist die Elektrizität. Die Erde besitzt thatsächlich Elektrizität in erheblichem Maße; doch ist es bisher keineswegs gelungen, dieselbe nutzbar zu machen. Die elektrischen Ströme, welche wir verwenden, müssen wir immer erst durch Kraftmaschinen erzeugen, der elektrische Strom bildet also ein Fabrikat, das wir entweder unmittelbar verwenden, z. B. zur Beleuchtung und zu chemischer Arbeit, oder das wir als Vermittler benutzen, um Kraft zurückzugewinnen. Der Strom wirkt also nicht als unmittelbare, in der Natur gegebene Kraftquelle, sondern gewissermaßen als eine Transmiffion zur Uebertragung solcher Kraftquellen.

Wir wollen noch einige Worte über die Art, in welcher die genannten Naturkräfte benützt werden, hinzufügen.

Um das Wasser an den verschiedensten Stellen zu verwenden und namentlich, um auch seine Benutzung als Transportmittel zum Tragen von Lasten ausgiebiger zu machen, wurden schon sehr früh Kanäle gebaut. Am frühesten wurde der Schiffahrtskanal in China angewendet, das bereits im 7. Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung von Kanälen stark durchzogen war. Im 13. Jahrhundert wurde in Deutschland die Kammerflusse erfunden; sie bildet in dem horizontal gebauten Kanal gewissermaßen eine Stufe, vermöge deren ein Schiff herab — oder hinaufsteigen kann. Die sogenannte Kammer befindet sich zwischen dem höheren und tieferen Niveau, von dem sie durch Thüren oder Haltungen abgesperrt ist. Sie wird durch Einlassen von Wasser aus der oberen Haltung, resp. durch Auslassen in die untere Haltung abwechselnd auf das Niveau der oberen und unteren Haltung gebracht, so daß ein Schiff bequem von dem einen auf das andere Niveau gebracht werden kann. Auf solche Weise können Schiffe sogar über beträchtliche Berge gehoben werden; so wird im Oestergöthischen Kanal in Scandinavien jedes Schiff mittels 37 Schleusen bis auf eine Höhe von 88,2 Meter gehoben.

Das Wasser, das durch solche Haltungen abgesperrt wird, kann auch zum Betriebe von Wasserrädern benützt werden. Eine muster-gültige Anlage dieser Art befindet sich in Deutschland bei Clausthal im Oberharz, wo in 69 Teichen neun Millionen Kubikmeter Wasser angesammelt sind, durch welche 219 Räder mit 2300 Pferdestärken angetrieben werden.

Außer den künstlichen giebt es auch natürliche Haltungen; eine solche bildet z. B. der Bodensee. Vor ihm bildet der Rhein einen brausenden, reißenden Fluß, hinter ihm fließt er glatt und langsam dahin. Ebenso bilden der Zürcher See, der Vierwaldstätter-See und andre solche Wasserhaltungen. Von wie hervorragender Wichtigkeit dieselben sind, kann man daraus ersehen, daß da, wo sie fehlen, gewaltige Ueberschwemmungen an der Tagesordnung sind. Den Schutz, den das westliche Deutschland dagegen besitzt, bilden eben die Schweizer Seen. Dem Jnnthal wie überhaupt dem östreichischen Tirol fehlen die Seen, ebenso in Bayern und Oberschlesien; gewaltige, alles gefährdende Ueberschwemmungen sind die Folge dieses Mangels.

Außer für Schiffahrt und industriellen Betrieb ist das Wasser für die Landwirtschaft zu verwerten. Wenn es von den Seen zu Thal sinkt, kann es samt allem Düng, den es mit sich führt, auf die Felder gebracht werden. Dieses Verwendungsgebiet ist schon frühe kultiviert worden. Bekannt sind die Vorgänge im Nilgebiet; die Haltung in den afrikanischen Seen ist zu klein, daher stürzt das Wasser im Juli über Aegypten hin. Obwohl das Land sich auf die alljährlichen Ueberschwemmungen eingerichtet und hat geradezu davon lebt, kommt das Wasser doch zu ungestüm und läuft auch zu schnell ab, als daß man nicht künstliche Haltungen für die trodene Zeit für nützlichwert gehalten hätte. Der berühmte jetzt ausgetrodnete Nilssee stellte eine solche dar; nach den Forschungen von Drusch-Bajcha lag er südöstlich von der Provinz Foham, und erstreckte sich über eine halbe deutsche Quadratmeile, wobei er 200 Millionen Kubikmeter Wasser faßte.

Ein andres durch künstliche Wasserhaltungen zu einem blühenden Garten gestaltetes Land war Mesopotamien, das heute nach Verfall seiner Wasserwirtschaft eine öde Sandwüste ist.

Ein Land mit der großartigsten Wasserwirtschaft ist China; seit 7000 Jahren besteht dieses Reich und noch niemals hat es Votfrucht eingeführt, sondern stets seinen gesamten Bedarf an den notwendigen Lebensmitteln im Lande selbst erzeugt. Ganz anders verfahren die Römer; sie verstanden von der Wasserwirtschaft nichts und haben das von den Etruskern bewässerte Italien zu Grunde gerichtet; ihr Getreide führten sie von auswärts durch Handel ein. Nur langsam hat sich Italien erholt; unter den Baumeistern, die sich um den Bau der italienischen Kanäle und die Hebung der italienischen Wasserwirtschaft verdient gemacht haben, ist an erster Stelle Leonardo da Vinci zu nennen. Auch Frankreich hat schon zu Anfang des Jahrhunderts begonnen, seine Wasserwirtschaft wieder zu heben.

Eine Stelle existiert in Europa, an der diese Wasserwirtschaft überhaupt niemals in Verfall geraten ist, sondern sich durch alle Zeiten in gleichmäßig gutem Zustand erhalten hat, das ist das ehemalige Königreich Valencia, dessen Gebiet sich als fruchtbarer Garten inmitten des übrigen Spanien darstellt.

In Deutschland hat man erst in allerjüngster Zeit mit dem regeren Bau von Thalsperren begonnen; in den bergischen Ländern sind jetzt deren sechs vollendet, die übrigens größtenteils nicht bez-

\* Eine Seemeile beträgt eine viertel deutsche Meile.

Landwirtschaft dienen, sondern zur Erzeugung von Triebkraft für industrielle Zwecke angelegt sind.

Das Prinzip der Haltungen, der Aufspeicherung zur bequemeren und besseren Verwendung, ist auch bei den andern Kraftquellen zu erkennen. Der Dampfessel stellt die Haltung für den Dampf, der Gasometer die für das Gas dar. Weiter stellt die Kohle eine Haltung von Wärme dar, die wir durch Anzünden daraus gewinnen können. Diese Haltung ist von Millionen von Jahren durch die Wärme der Sonne hergestellt worden. Uebrigens muß diese Haltung bei dem Gebrauch, der von ihrer Ausnutzung gemacht wird, in absehbarer Zeit erschöpft werden; England z. B. wird schon in hundert Jahren seine Kohlen verbraucht haben. Aber auch an allen andern Stellen, im kohlereichen China z. B., muß die Erschöpfung schließlich kommen. Aber deshalb brauchen wir nicht besorgt in die Zukunft zu sehen. Das Wasser wird dann die erslösende Rolle als Retter aus der Not übernehmen. Die Hinaufbeförderung des Wassers durch die Sonne und sein Herabfließen zu Thal geht Jahr für Jahr in gleicher Weise vor sich; dabei werden alljährlich 100 000 Millionen Pferdestärken frei. Wenn wir auch nur den 100. Teil derselben in Besitz nehmen, so brauchen wir nichts zu befürchten. Hier bietet sich uns der elektrische Strom als ein bequemes Mittel zur Ausnutzung der Wasserkraft dar. Werke, wie das elektrische Kraftübertragungsnetz am Niagara, nennt man heute geschickte Werke; in nicht zu ferner Zukunft werden sie unbedingte notwendige Werke sein.

Aus alledem ergibt sich als meine wichtigste Kulturaufgabe: Die Förderung der Wasserwirtschaft. — Bt.

### Kleines Feuilleton.

gk. Der „Raffauer“ aus Princip. Von einem, der sich seine „Freibillets“ — etwas kosten ließ, erzählt Ernest Blum in seinem letzten „Journal d'un Vaudevilliste“ ein lustiges Geschichtchen. Die Freibillets, schreibt er, sind in der That der Krebsbissen des Pariser Theaterlebens. Die Leute, die umsonst ins Theater gehen wollen, sind nicht zu zählen, und es genügt auch wirklich, daß jemand den Vater eines Bettlers von einem Schwager eines Herrn kennt, der mit einem Schauspielerei, einem Journalisten oder einem dramatischen Schriftsteller irgendwie bekannt ist, daß er niemals seinen Platz im Theater zu bezahlen braucht. . . . Ich gestehe, daß das Freibillet vom Beginn meiner Vaudevillistenlaufbahn an für mich der rote Lappen gewesen ist, — vielleicht hat das gerade meine vorzeitige Altersschwäche bewirkt. Es vergeht kein Tag, an dem nicht einer zu mir sagt: „Nun, wann werden Sie mir ein Billet zum Theater verschaffen?“ Seit einigen Jahren habe ich eine ausgezeichnete Antwort gefunden: „Wann Sie wollen!“ Merkwürdig — ich mache die Psychologen auf diese Thatsache aufmerksam — für die meisten dieser Plagegeister genügt diese Erklärung! Es gibt aber auch solche, die sich damit nicht abweisen lassen, sondern ruhig erwidern: „Sehen wir also einen Tag fest.“ Dann liege ich drin, und ich muß schon, wenn ich dem Wittsteller irgend verpflichtet bin, an den Sekretär dieses oder jenes Theaters schreiben. Kommt der Brief mit dem Stempel „Wir bedauern lebhaft“ zurück, dann heißt es: „Na, ich hätte Sie für einflußreicher in diesem Theater gehalten. . . . Versuchen wir es nächste Woche noch einmal, wenn weniger Andrang sein wird!“ So bring ich Tag und Nacht mit solchen Briefen zu. Eines Tags fragte mich sogar ein flüchtiger Bekannter, ob ich den Sekretär eines Pariser Theaters kenne. Ich bejahte ahnungslos. „Ach geben Sie mir doch einen Brief an ihn mit; ich muß mich dort ein paar Tage aufhalten und es wäre mir lieb, wenn ich mein Billet zum Theater nicht zu zahlen bräuhete.“ Ich habe ihm einen Brief gegeben! Ich stelle mir aber gern vor, daß der Sekretär einen schönen Stempel „Wir bedauern“ aufgedrückt hat. . . . Von allen meinen Quälgeistern war aber am erlaunlichsten ein Mann aus der Gesellschaft, der jetzt schon tot ist; er rühmte sich, nie ein als seinen Platz im Theater bezahlt zu haben — und das war wahr! Ich hatte seine Bekanntschaft bei einem gemeinsamen Freunde gemacht. Mann waren wir einander vorgestellt, als mir jemand ins Ohr flüsterte: „Nehmen Sie sich in acht! Dieser Herr hat Ihre Bekanntschaft machen wollen, um Sie häufig um Freibillets zu bitten. Geben Sie ihm keine, er ist reich und kann bezahlen!“ — „Seien Sie unbesorgt“, antwortete ich dem Warner, „und Dank für Ihre Mitteilung, ich verspreche es Ihnen, er soll keine bekommen!“ Und — er hat von mir so viel erhalten, wie er wollte, nur muß ich sagen, daß er sich viel Mühe gegeben hat! Das erste, was er that, war, daß er mich zum Diner einlud. „Man ist sehr gut bei ihm“, hatte der Freund mir gesagt, und da ich ein Faible für gute Diners habe, es ist das eine meiner 127 schlechten Eigenschaften — ich habe sie gezählt — nahm ich die Einladung an. Am übernächsten Tag erhielt ich von meinem Gastgeber einen Brief, in dem er mich um eine Loge für irgend ein Theater bat. Trotz des guten Diners ging ich nicht in das Ney und antwortete ihm ganz frech: „Lieber Herr, ich bin verzweifelt, aber das Stück erzielt stets ausverkaufte Häuser, so daß ich selbst es noch nicht einmal habe sehen können!“ Zwei Stunden später erhielt ich einen Brief von ihm: „Einer Ihrer Kollegen war weniger distret als Sie, und ich habe die Loge. Da Sie das Stück noch nicht gesehen haben, biete ich Ihnen einen Platz neben mir an, wenn es Ihnen Vergnügen machen sollte, uns zu begleiten.“ Damit wollte er mir eine Lehre geben, aber ich that so, als ob ich es nicht verstünde. Einige Tage später bekam ich einen großen Korb mit Wildpret, die

mein Mann mir schickte; ich danke notgedrungen. Am folgenden Tage ließ er mich um zwei einfache Parkettplätze für eines meiner Vaudevilles bitten. Wenn jemand mich um ein Billet für eines meiner Stücke bittet, so ist mein erstes Gefühl immer Rührung und Dankleit. Trotzdem kämpfte ich noch weiter und schrieb mit Plomb: „Ich bedauere es tief, aber ich habe in diesen Tagen so viele Billets fortgegeben, daß ich die Direction nicht um weitere zu bitten wage. Bitte zu warten.“ In der nächsten Woche machte mein Mann mir einen kleinen Besuch. „Erwarten Sie, was mich herführt?“ fragte er lachend. „Meiner Tren, nein!“ — „Wollen Sie sich nicht verheiraten? Eine glänzende Partie, ein entzückendes junges Mädchen, anerkannte Schönheit, die Sie werden mir nicht glauben, sich in Sie verliebt hat.“ — „Sie kennt mich?“ — „Fiklätig. Sie hat Sie ein oder zweimal in den Theatern getroffen, und Sie haben ihr sehr gefallen; soll ich die Verhandlungen einleiten?“ Eine gute Partie, ein junges Mädchen, das anerkannt schön ist, sich in mich verliebt hat! . . . Ich warf mich in die Brust und richtete mich so hoch auf, daß ich mich noch wunderere, daß ich damals nicht ein Loch in die Decke gestoßen habe. „Leiten Sie die Sache immer ein“, sagte ich, „man weiß nicht, was noch kommen kann.“ Als er gehen wollte, meinte er noch: „Apropos, geben Sie mir einen Brief für die beiden Parkettplätze, um die ich Sie neulich bat, ich glaube, der Papa des jungen Mädchens wird heute abend daselbe Theater besuchen, und da werde ich ungeniert mit ihm darüber reden können!“ Ich war gefangen: ein gutes Diner, ein Korb mit Wild, obendrein eine gute Partie mit einem entzückenden jungen Mädchen, alle meine guten Vorsätze fielen ins Wasser, und ich schrieb den Brief. Das war das Signal zu einer wenn nicht täglichen, so doch wöchentlichen Billetverteilung. Es versteht sich von selbst, daß die Verhandlung über meine Heirat nicht zu stande kam. Das junge Mädchen, das in meine Spitzubenpffhionomie bis über die Ohren verliebt war, sagte mein Mann, wollte mich wohl haben, aber die Eltern, die erfahren hatten, daß ich Dramatiker war, fragten auch nach meinen Existenzmitteln. . . . Der Mann aus der Gesellschaft blieb mein Freund, und mein Gerechtigkeitsgefühl gebietet mir zu sagen, daß er mich mit Einladungen zu Diners und Cigarrenkisten überhäufte hat und jedes Vierteljahr tausend Gänge unternahm, um mich zu verheiraten, was ihm unberechenbare Stunden im Wagen kostete. Die Freibillets, die ich ihm gab, wurden ihm also teuer, aber er besuchte das Theater gratis, und damit war sein Traum erfüllt! Er ist tot, ich wiederhole es: leider aber hat er viele Erben hinterlassen, ich rufe alle meine Kollegen als Zeugen an. —

### Aus der Vorzeit.

— Die Steinzeit in China ist, wie wir einem Bericht des „Globus“ entnehmen, von Siglioli zum Gegenstand einer bemerkenswerten Abhandlung gemacht worden. In dem ganzen ungeheuren Gebiete sind bisher nur geschliffene Steingeräte gefunden worden, wenigstens war der Verfasser nicht im stande, eine Waffe oder ein Gerät aus geschlagenem Stein nachzuweisen. Schon im Jahre 1866 gab Chevreul einen Bericht über die Steinzeit in China, in dem er das niederlegte, was er mit Hilfe des gelehrten Sinologen Stanislas Julien in allen chinesischen Schriftstellen darüber vorkam. Aus diesen historischen Notizen geht hervor, daß die Bewohner der China benachbarten Länder bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit Pfeilspitzen aus Stein benutzten, wie z. B. die Winos von Sachalin und von Jesso. Aehnliche Waffen scheinen auch die Tartarenstämme benutzt zu haben, die im Flußgebiete des Amur und in der Mandchurei mit den Wnos in Berührung kamen. Die bedeutendste Entdeckung von Steingeräten wurde im Jahre 1868 von der indischen Expedition zur Erforschung des Oberlaufs des Iravaddy gemacht. Sie fand in Romien, dicht an der südlichen Grenze Chinas, gegen 150 Steinärte. Die größte derselben, aus grünem Diorit, ist fast 81 Millimeter lang, 46 Millimeter breit und 22 Millimeter dick; die meisten Formen erinnern an europäische Typen und sind aus Basalt oder Jadeit hergestellt. Siglioli besitzt selbst ein keilförmiges, leicht gebogenes, vorzüglich geschliffenes Beil aus grünem Jadeit, das an der Schneide durchsichtig ist, welches in Fuchou in der Provinz Fokien gefunden wurde. Es ist 60 Millimeter lang, 41 Millimeter breit und 18 Millimeter dick. Ein ganz eigenartiges, geschliffenes und durchbohrtes Steingerät wurde von Vater Giraldi in Yungnan-fu im nördlichen China, nicht weit von der großen Mauer gelegen, bei einer chinesischen Familie als Amulett entdeckt. Auch gegenwärtig ist noch ein eigenartiges Steininstrument in gewissen Provinzen Chinas in Gebrauch. Es ist ein durchbohrter, mit einem langen Stiel versehener Hammer aus hartem, krystallinischem Gestein, der dazu dient, die Erdschollen auf den Feldern zu zerschlagen, damit sich die Erde besser mit dem Dünger mischen kann; auch zum Einschlagen von Pfählen scheint er zu dienen. Auch primitive Handsteinnäher, die shih mo genannt werden und zum Mahlen von Reis dienen, sind in verschiedenen Gegenden Chinas in Gebrauch. —

### Aus dem Tierleben.

— Eigentümliche Brutpflege eines Seeesters. Die Meeresinsekten der Neuzeit haben ziemlich zahlreiche Fälle von Brutpflege bei Seeigeln, Seeestern und Holothurien aus Licht gebracht, die schon dadurch merkwürdig sind, weil sonst bei Stachelhäutern und niederen wirbellosen Tieren überhaupt keiner Brutpflege stattzufinden pflegt, während hier eigentümliche Brutkammern und

fürnliche Kinderstube vorkommen, in denen die Jungen lange nach dem Auskriechen aus dem Ei geholt werden. In dem neuen von Döberein im „Zoologischen Anzeiger“ mitgetheilten Beispiel handelt es sich um einen sechsstrahligen Seestern im arktischen Meer, der in dem Verwinkeln gerade über den Öffnungsstellen der Ovarien Bruträume enthält, die mit der von zahlreichen Poren durchbrochenen Oberhaut-Membran bedeckt sind und meist je zwei Junge, zum Teil von dem beträchtlichen Durchmesser von 12 Millimeter enthielten. Die Jungen werden darin wahrscheinlich durch Drüsenauscheidungen ernährt, bis sie im Stande sind, das bedeckende Dach zu durchbrechen. Nach dem Hervorbrechen schließen sich die Risse wieder, und es bleiben nur unscheinbare Narben. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Ueber die Behandlung der Zimmerpflanzen im Frühjahr schreibt Obergärtner A. Sliwa in der Bodenschrist „Veritas“ (Altona-Itensen): Junger länger werden die Tage und auch die Kraft der Sonnenstrahlen nimmt täglich zu. Da regt sich auch die Triebkraft bei unsrer im Winter in Veranden, Kellern und andern Oertlichkeiten aufgestellten Topfpflanzen, sie machen lange, geile Triebe dem Lichte zu, als möchten sie ihr Winterquartier verlassen und wieder ihren Sommerplatz, wo sie vom Lichte umspielt sind, einnehmen. Die Pflanzen werden deshalb von allem Staub, Schimmel und was sich sonst in den schlecht ventilirten Räumen alles angehaften hat, gereinigt und dann in andre, wenig größere Töpfe umgesetzt. Der Blumensiebhaber fehlt oft bei der Größenwahl des Topfs; die meisten glauben, durch große Gefäße ihren Pflanzen einen Dienst zu erweisen. Der Topf soll aber dem Wachstum der Pflanze angepasst sein, nie mehr Erde fassen, als diese in absehbarer Zeit mit ihren Wurzeln durchziehen kann; dann erst zeigen sich auch die Vortheile der Topfkultur. Die Luft vermag die geringe Bodenmenge leicht und vollständig zu durchdringen. Der Boden ist infolgedessen warm und giebt den Wurzeln durch regelmäßige, langsame Verwesung seiner zersehbaren Bestandteile längere Zeit hindurch reichliche Nahrung. Auch Trockenheit und Nässe werden in zuträglichster Weise abwechselnd und bei einigermaßen sorgfältigem Gießen die Wurzeln zu dauernd freudigem Wachstum anregen, so daß sich die Wirkung bald an den oberen Pflanzenteilen zeigt. Im umgekehrten Fall, wenn Gefäße verwendet werden, die mehr Erde fassen, als die Pflanzen ausnützen können, haben wir nur Nachteile. Die Durchlüftung ist mangelhafter, die Nässe bleibt länger und wird durch unvorsichtiges Gießen leicht vermehrt, bis wir in kurzer Zeit statt porösen, lockeren Erdreichs einen kumpfigen, kalten, luftarmen Boden besitzen, der sauer geworden ist und unangenehm riecht. Mit solchem Boden vermögen wir bei der Pflanzenpflege aber absolut nichts anzufangen. Er wirkt tödend auf alle Topfgewächse, denn bald werden alle lebenden Wurzeln seinem zehrenden Einfluß unterliegen. Die krankhaften, unter Mangel des Sonnenlichts gemachten Triebe werden zurückgeschritten, da sie zu schwächlich sind, um Blumen hervorbringen zu können. Gleichzeitig forgt man, da im Herbst und Winter viel eingegangen ist, für genügenden Zuwachs durch Stecklingsvermehrung, wozu gerade das Frühjahr die beste Zeit ist. Fast alle kraut- und holzartigen Pflanzen, also die meisten unsrer Zimmergewächse lassen sich durch Stecklinge vermehren. Man nimmt junge, krautartige Sprossen mit drei bis fünf Blättern und schneidet sie dicht unter dem letzten Blatte mit scharfem Schutte glatt. Das letzte Blatt wird dann ebenfalls am unteren Stielende weggelassen und der nur fertige Steckling in einen mit Sand oder sandiger Erde gefüllten Topf gesteckt. Es ist nicht gut, denselben zu tief zu stecken, je flacher, desto besser. Wenn Laien findet man gewöhnlich den Steckling in der Mitte des Topfes gepflanzt, doch geht das Anwachsen infolge der besseren Luftzirkulation und der größeren Wärme schneller vor sich, wenn er an den Topfrand gesteckt wird; damit ist auch die Möglichkeit gegeben, mehrere gleichartige Stecklinge in einen Topf zu bringen. Wenn Glaslöden zur Verfestigung stehen, dem ist stets anzurathen, solche über den Topf zu decken, — auch einfache Gläser thun dieselben Dienste — weil solche die trockne Zimmerluft vom Steckling abhalten und ihm Gelegenheit geben, seine ganzen Kräfte zur Wurzelbildung zu verwenden. Der Steckling gebraucht zum Anwachsen stets mäßige Feuchtigkeit und will vor der brennenden Mittagsonne geschützt sein. Nach der Wurzelbildung gewöhnt man ihn allmähig durch Lüften der Glaslöde, an die Zimmerluft und verpflanzt ihn später. Pflanzen aus eigenen Stecklingen gedeihen im Zimmer besser als gekaufte Gewächse, sie haben sich von Jugend auf an die Verhältnisse der Wohnräume gewöhnt. —

**Astronomisches.**

— Ueber das Aussehen des Planeten Mars während der letzten Sichtbarkeitsperiode hat Phillips der Royal Astron. Society Zeichnungen und Beschreibungen vorgelegt, die er vom September 1898 bis Ende April 1899 mit einem 9 1/4 zölligen Newtonschen Spiegelteleskop bei 217- bis 342 facher Vergrößerung erhalten hat. Der hauptsächlichste Unterschied gegen das Aussehen des Mars in den Vorjahren war dadurch bedingt, daß der Planet diesmal einen größeren Teil seiner Nordhemisphäre der Erde zulegte und daß sein scheinbarer Durchmesser kleiner war.

Bei dieser Stellung trat vor allem die nördliche Polareislappe deutlich und ausgebreitet hervor; sie erschien sehr groß und glänzend hell. Zeitweilig zeigte sie eine bläuliche Färbung, die aber vielleicht als Kontrastwirkung mit dem rötlichen Farbenton der Planetenscheibe zu erklären ist. Der Rand der Polareis-Region war immer scharf ausgeprägt und durchweg begrenzt durch einen dunklen blaugrünen Streifen. Die südliche Polareis-Region war der Erde abgewendet und daher unsichtbar, aber ein weißer Schimmer am Südraude des Mars bezeichnete die Stelle der Südpolar-Region. Als auffällige Veränderung gegen die Vorjahre trat die Entwicklung eines großen dunklen Fleckens (auf dem Voreoshrtis) hervor. Von den berühmten Kanälen des Mars wurden etwa vierzig gesehen, zwanzig weniger als in der vorhergehenden Erscheinung. Die Abnahme der Sichtbarkeit ist in dem diesmal kleineren Winkeldurchmesser des Planeten begründet. Verdoppelungen von Kanälen wurden nicht beobachtet, mit Ausnahme von dem Niloferas, bei dem aber die beiden Teile nicht parallel liefen, so daß man es in diesem Fall wahrscheinlich mit zwei verschiedenen Kanälen zu thun hat. Die gegenwärtige Lage dieser beiden Kanäle erschien genau so wie in der Sichtbarkeitsperiode der Vorjahre. Die einigemal gefundene Verdoppelung des Eumenides-Orcus (alles in der Beschreibung der Schiaparellischen Maßkarte) zusammen mit der des Trivium Charontis hält der Beobachter für eine durch vorüberziehende Luftwellen oder im Auge begründete optische Täuschung. Die schwierige Sichtbarkeit der Kanäle verschwand in der Regel bei guter Luft, sie erschienen dann dunkler und oft gut begrenzt und scharf gezeichnet. Glänzende Flecken wurden weder am Rande noch auf der Scheibe des Planeten wahrgenommen. —

**Humoristisches.**

— Kleinigkeit. K.: „So, Sie wollen nach Berlin übersiedeln. Was wollen Sie da machen?“  
Künstler: „Epoch!“  
— Der Optimist. K.: „Ich begreife gar nicht, wie man so optimistisch sein kann wie Sie. Haben Sie denn noch nie Enttäuschungen erlebt?“  
K.: „Massenhaft, aber lauter angenehme.“ — („Lust. W.“)  
— Praktisch. Köchin: „Jessas, Jessas, na! Jesh is der ganze Nierenbraten verbrennt, wir können an gar nimma brauchen!“  
Wirt: „Ach was! Schreift halt „Nierenbraten“ auf d' Speisekarten, nacha freffen i' n aus Begeisterung.“ — („Stimpf.“)

**Notizen.**

— Polizei: „Nerven.“ Ein Mitglied der Censurbehörde wohnte dieser Tage, wie dem „V. B. G.“ berichtet wird, einer Probe im Berliner Theater bei und erhob Bedenken gegen die Maske, die Bassermann in der Rolle des „Schwarzen Domino“ im „Totentanz“ von Max-Möller gemacht hatte. Dieser schwarze Domino ist der Tod. Die Maske des Künstlers erschien dem Vertreter der Behörde krasser, „als für die Nerven der Zuschauer gut sein würde“. In der That hat der Künstler eine Milderung eintreten lassen. —  
— Das Berliner Schauspielhaus will Henrik Ibsens „Kora“ in den Spielplan aufnehmen. —  
— Das Wiener Deutsche Volks-Theater beginnt sich zum Gastspiel am Berliner Deutschen Theater zu rüsten, welches am 9. Mai beginnt und bis 9. Juni dauert. Das Volks-Theater-Ensemble wird hier folgende Stücke zur Aufführung bringen: „Düfel Toni“ von E. Karlowitz, „Mikren“ von H. Bracco, „Der Verschwenker“ und der „Bauer als Millionär“ von Ferdinand Raimund, „Der Fleck auf der Ehr“ und „Die Kreuzschreiber“ von Ludwig Anzengruber, „Die Ligueria“ und „Familie Wawroch“ von Adamus, „Schlagende Wetter“ von delle Grazie, „König Horklin“ von H. Lothar, „Johannestrieb“ von Scheffner, „Der letzte Strohhalm“ von J. Ludasch und „Felix“ von H. Dal. —  
— Eine amerikanische Operettengesellschaft soll im Monat Mai im Berliner Theater gastieren. —  
— Ernst Pranges Tragödie „Kain“ fand bei der Premiere in Frankfurt a. M. einen starken äußeren Erfolg. —  
— Die Deutschen „Klassiker-Festspiele“ in Düsseldorf werden im Juni mit der Wallenstein-Trilogie eröffnet. —  
— Otto Ernst's „Jugend von heute“ wurde bei der Erstaufführung im Wiener „Burgtheater“ äußerst freundlich aufgenommen. —  
— Der Landtag in Weimar bewilligte die Kosten für ein agriculturchemisches und landwirtschaftliches Laboratorium an der Universität Jena und außerdem 25 000 M. für ein Musterlager thüringischer Erzeugnisse. —  
— Schönen Sellerie und Porree erzielt man, wenn man mit der Bestellung wechselt, d. h. da wo voriges Jahr Sellerie gebaut wurde, dieses Jahr Porree baut und umgekehrt. Der Erfolg bleibt, wie der „Praktische Wegweiser“ schreibt, nicht aus, zumal wenn man später mit Zucht nachhilft, für welche beide Gemüsesorten empfänglich sind. —